

dtv

Die Welt ist aus den Fugen geraten in diesem historisch-phantastischen Roman: Der Krieg zwischen August dem Starken und Karl XII. von Schweden hat Schlesien um 1700 im Würgegriff. Regimenter durchziehen das Land und üben erbarmungslos Lynchjustiz. Die Bauern, aber auch Banden von Räubern und Heimatlosen kämpfen ums nackte Überleben. In dieser barbarischen Szenerie treffen zwei ungleiche Männer aufeinander: ein adeliger schwedischer Deserteur und ein namenloser Vagabund. Beide stehen am Scheideweg, und ihre Schicksale verflechten sich auf todbringende Weise.

Leo Perutz wurde am 2. November 1882 in Prag geboren und siedelte 1899 mit der Familie nach Wien über. 1938 emigrierte er nach Tel Aviv. Perutz starb am 25. August 1957 in Bad Ischl. Sein Werk, in dem Historisches und Phantastisches, Traum und Wirklichkeit verschmelzen, umfaßt zahlreiche Romane und Erzählungen und wurde in viele Sprachen übersetzt. Alle seine Hauptwerke sind bei dtv lieferbar.

Leo Perutz

Der schwedische Reiter

Roman

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Hans-Harald Müller

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Leo Perutz
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Nachts unter der steinernen Brücke (13025 und 14075)
Der Meister des Jüngsten Tages (13112 und 19119)
Zwischen neun und neun (13229)
Der Judas des Leonardo (13304)
Wohin rollst du, Äpfelchen ... (13349)
St. Petri-Schnee (13405)
Der Marques de Bolibar (13492)
Turlupin (13519)
Mainacht in Wien (13544)
Die dritte Kugel (13579)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



4. Auflage 2012
2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1936, 2002 Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
des Gemäldes ›Die Windbraut‹ (1927) von Max Ernst
VG Bild-Kunst, Bonn 2012
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13160-5

Inhalt

Vorbericht	7
Erster Teil: Der Dieb	17
Zweiter Teil: Der Gottesräuber	91
Dritter Teil: Der schwedische Reiter	143
Letzter Teil: Der Namenlose	207
Nachwort	247
Editorische Notiz	256

VORBERICHT

Maria Christine, geborene von Tornefeld, verwitwete von Rantzau, in zweiter Ehe vermählt mit dem königlich dänischen Staatsrat und außerordentlichen Gesandten Reinhold Michael von Blohme, eine in ihren jungen Jahren vielumworbene Schönheit, hat um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als Fünzigjährige, ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Dieses kleine Werk, dem sie den Titel *Farben- und figurenreiches Gemälde meines Lebens* gegeben hat, erschien erst einige Jahrzehnte nach ihrem Tode im Druck. Einer ihrer Enkel machte es zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts einer beschränkten Öffentlichkeit zugänglich.

Seinen anspruchsvollen Titel führt das Buch nicht ganz ohne Berechtigung. Die Verfasserin hat in bewegter Zeit ein ziemliches Stück Welt gesehen, sie hat ihren Gatten, den dänischen Staatsrat, auf allen seinen Reisen begleitet und ist sogar nach Ispahan, an den Hof des berüchtigten Nadyr Schach gekommen. Man findet in ihren Erinnerungen manches, was auch dem Leser von heute Interesse abzugewinnen vermag. So in einem der ersten Kapitel einen eindrucksvollen Bericht über die Vertreibung der protestantischen Bauern aus dem Erzbistum Salzburg. In einem späteren Kapitel schildert die Verfasserin den Aufruhr der Buchabschreiber in Konstantinopel, die durch die Gründung einer Buchdruckerei um ihr Brot gebracht worden waren. Sie weiß von dem Treiben der Gesundheitsbeter in Reval und von der gewaltsamen Unterdrückung dieser Schwarmgeistersekte sehr anschaulich zu erzählen. Sie hat – um ihre eigenen Worte zu gebrauchen – in Herculanium die ersten »unter der Erde gemachten Entdeckungen, in Marmor gearbeitete Statuen und Basreliefs«, gesehen, ohne sich frei-

lich der Bedeutung dieser Funde bewußt zu werden, und sie ist in Paris in einer Karosse gefahren, die »ohne Pferde, nur durch ihre eigene innerliche Bewegung« elfeinhalb französische Meilen in nicht ganz zwei Stunden zurückgelegt hat.

Auch mit einigen der größten Geister ihres Jahrhunderts ist sie in Verbindung getreten. Auf einem Maskenfest in Paris lernte sie den jungen Crébillon kennen – es scheint, daß sie kurze Zeit hindurch seine Geliebte gewesen ist. Mit Voltaire führte sie ein langes Gespräch auf einem Freimaurerfest, das in Lunéville stattfand, und sie traf ihn einige Jahre später in Paris wieder, und zwar an dem Tag, an dem man ihn in die Akademie aufgenommen hatte. Auch einige Gelehrte zählte sie zu ihren Freunden, so den Herrn von Réaumur und den Professor für Experimentalphysik, Herrn von Muschenbroeck, der die Leydener Flasche erfunden hat. Und nicht ohne Reiz ist die Geschichte ihrer Begegnung mit dem »berühmten Kapellmeister, Herrn Bach aus Leipzig«, den sie im Mai des Jahres 1741 in der Potsdamer Heiligen-Geist-Kirche die Orgel spielen gehört hat.

Den stärksten Eindruck aber empfängt der Leser aus jenem Teil des Buches, in dem Maria Christine von Blohme in schwärmerischen, doch beinahe dichterisch zarten Worten ihres ihr früh entrissenen Vaters – den sie den »schwedischen Reiter« nennt – gedenkt. Sein Verschwinden aus ihrem Leben und die sonderbaren und widerspruchsvollen Umstände, unter denen dieses tragische Ereignis sich vollzog, haben einen Schatten auf ihre Jugendjahre geworfen.

Maria Christine von Blohme ist – so berichtet sie – in Schlesien auf dem Gutshof ihrer Eltern zur Welt gekommen, und der Adel der ganzen Umgebung hatte sich zu ihrer Begrüßung eingefunden. Von ihrem Vater, dem »schwedischen

Reiter«, hatte sie nur ein verschwommenes Bild in ihrer Erinnerung bewahrt. »Er hatte furchterregende Augen«, sagt sie, »aber wenn er mich ansah, da war's mir, als stünde über mir der Himmel offen.«

Als sie sechs Jahre oder etwas darüber alt war, verließ ihr Vater seinen Hof, um sich nach Rußland »unter die düsteren Fahnen Karls des Zwölften«, des Schwedenkönigs, zu begeben, dessen Ruhm zu jener Zeit die Welt erfüllte. »Mein Vater war schwedischer Herkunft«, schreibt sie, »und die Bitten und Klagen meiner Mutter konnten ihn nicht zurückhalten.«

Doch bevor er fortritt, nähte das Kind heimlich ein Säckchen mit Salz und Erde in das Futter seines Rocks. Sie tat das auf den Rat eines seiner beiden Reitknechte, der es ihr als ein erprobtes und unfehlbares Mittel, zwei Menschen für immer aneinander zu binden, empfohlen hatte. – Von diesen beiden Reitknechten des Herrn von Tornefeld ist an einer späteren Stelle des Buches nochmals die Rede: Maria Christine von Blohme erzählt, daß sie von ihnen fluchen und die Maultrommel blasen gelernt habe, doch sei ihr die letzterwähnte Kunst im Leben von keinem Nutzen gewesen.

Einige Wochen nachdem ihr Vater sich zum schwedischen Heer begeben hatte, wurde die kleine Maria Christine nachts durch ein Klopfen an die Fensterladen aus dem Schlaf geweckt. Sie meinte anfangs, es sei »der Herodes, eine Art Märchen- oder Gespensterkönig«, vor dem sie sich oftmals des Nachts gefürchtet hatte. Aber es war ihr Vater, der »schwedische Reiter«. Sie war nicht erstaunt, sie hatte es gewußt, daß er kommen mußte, Salz und Erde in seinem Rock zwangen ihn zu ihr.

Geflüsterte Fragen, leise, zärtliche Worte flogen zwischen ihnen hin und her. Dann schwiegen beide. Er hielt ihr Gesicht zwischen den Händen. Sie weinte ein wenig, aus

Wiedersehensfreude, und dann auch, weil er sagte, daß er wiederum fort müßte.

Er blieb eine kleine Viertelstunde lang, und dann verschwand er.

Er kam wieder, aber immer nur des Nachts. Manchmal erwachte sie, noch bevor er an die Fensterladen klopfte. Manchmal geschah es, daß er zwei Nächte hintereinander kam, dann wieder vergingen drei, vier oder fünf Nächte, ohne daß er sich zeigte. Niemals blieb er länger als eine Viertelstunde.

So ging es Monate hindurch. Warum die kleine Maria Christine von den nächtlichen Besuchen des »schwedischen Reiters« zu keinem Menschen, auch nicht zu ihrer Mutter, sprach, war ihr später nicht mehr ganz erklärlich. Sie hält es für möglich, daß ihr der »schwedische Reiter« Schweigen auferlegte. Auch mochte sie gefürchtet haben, daß man ihr nicht glauben, ja, daß man sie vielleicht gar verlachen und ihr nächtliches Erlebnis in das Reich der Träume oder der Phantasie verweisen werde.

In derselben Zeit, in der der »schwedische Reiter« nachts vor dem Fenster der Maria Christine erschien, brachten schwedische Kuriere, die aus Rußland von der Armee kamen und auf dem Gutshof die Pferde wechselten, Nachrichten über seinen Aufstieg im schwedischen Heer.

Er hatte durch seine Bravour die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gelenkt und war zum Rittmeister bei den Westgöta-Reitern und später zum Kommandanten des Småland-Drägonerregimentes ernannt worden. Als solcher hatte er im Gefecht von Golskwa durch sein tollkühnes Eingreifen den schwedischen Waffen den Sieg gesichert. Der König hatte ihn nach dieser Affäre angesichts der Armee umarmt und auf beide Wangen geküßt.

Maria Christines Mutter war betrübt darüber, daß »ihr Herzliebster und Vertrauter sie's nicht par écrit wissen

ließ«, wie es ihm im schwedischen Heer erging. »Aber«, sagte sie, »es ist ihm wohl im Feld nicht möglich, auch nur eine Zeile fortzubringen.«

Dann kam ein Sommertag, ein Tag im Juli, der sich der kleinen Maria Christine für immer ins Gedächtnis geprägt hat.

»Es war um die Mittagsstunde«, schreibt sie vierzig Jahre später, »wir standen, meine Mutter und ich, im Garten zwischen den Himbeerbüschen und den Heckenrosen, dort, wo der kleine Heidengott im Grase lag. Meine Mutter trug ein lavendelblaues Kleid und schalt die Katze aus, die ein Vogelnest geplündert hatte. Die Katze aber wollt' mit ihr spielen und machte einen Buckel, daß meine Mutter lachen mußte. Da hieß es plötzlich, ein schwedischer Kurier sei auf dem Hof.

Meine Mutter lief fort, um Nachrichten zu hören, und kam nicht in den Garten zurück. Aber eine Stunde später sprachen alle Leute auf dem Hof davon, daß bei Poltawa eine große Schlacht geschlagen worden wär', der Schwede sei besiegt, der König auf der Flucht. Und dann sagten sie, ich hätt' nun keinen Vater mehr. Herr Christian von Tornefeld, mein Vater, sei gleich zu Beginn der Schlacht gefallen, eine Kugel hätt' ihn vom Pferd gerissen und es sei nun schon drei Wochen her, daß man ihn begraben hätt'.

Ich wollt's nicht glauben. Denn es waren ja noch keine zwei Tage vergangen, seit er an mein Fenster geklopft und mit mir gesprochen hatte.

Spät am Nachmittag ließ mich meine Mutter zu sich kommen.

Ich fand sie in der ›langen Stube«. Sie trug das lavendelblaue Kleid nicht mehr, und ich habe sie von dieser Stunde an niemals anders als in einem Trauerkleid gesehen.

Sie nahm mich auf den Arm und küßte mich. Anfangs konnte sie nicht sprechen.

›Kind!‹ sagte sie dann mit Weinen in ihrer Stimme. ›Dein Vater ist im schwedischen Krieg gefallen. Er kommt nicht wieder. Falt' die Hände und bet' ein Vaterunser für seine abgeschiedene Seele.‹

Ich schüttelte den Kopf. Wie konnte ich für die Seele meines Vaters beten, da ich doch wußte, daß er am Leben war.

›Er kommt wieder‹, sagte ich.

Die Augen meiner Mutter füllten sich wiederum mit Tränen.

›Er kommt nicht wieder‹, schluchzte sie. ›Er ist im Himmelreich. Falt die Hände, tu deine kindliche Schuldigkeit, bet ein Vaterunser für deines Vaters Seele.‹

Da ich sie nicht durch Ungehorsam noch mehr betrüben wollte, betete ich, aber nicht für meines Vaters Seele, denn der lebte ja. Ich sah draußen auf der Landstraße einen Leichenzug, der den Hügel herabkam. Es war nur ein Karren, auf dem lag der Sarg, der Kutscher schlug auf das Pferd ein, und nur ein einziger alter Mann, ein Priester, gab dem Toten das Geleite.

Es mochte wohl ein alter Landstreicher sein, der so zu Grabe geführt wurde. Und für dieses armen Mannes Seele sprach ich das Vaterunser und bat Gott, daß er ihm sollt' die Seligkeit geben.

Mein Vater aber, der schwedische Reiter««, schließt Maria Christine von Blohme ihren Bericht, »ist nicht wiedergekommen. Niemals mehr weckte mich sein leises Klopfen aus dem Schlaf. Und wie das möglich war, daß er im schwedischen Heer kämpfte und fiel und in dieser gleichen Zeit so oft des Nachts in unserem Garten stand und mit mir sprach, und wenn er nicht gefallen ist, warum er dann nie wieder kam und an mein Fenster klopfte – das ist für mich mein Leben lang ein dunkles, trauriges und unergründliches Geheimnis geblieben.«

Die Geschichte des »schwedischen Reiters« soll nun erzählt werden.

Es ist die Geschichte zweier Männer. Sie trafen einander an einem bitterkalten Wintertag zu Beginn des Jahres 1701 in eines Bauern Scheune und schlossen Freundschaft miteinander. Und dann gingen sie zu zweit die Landstraße weiter, die von Oppeln durch das verschneite schlesische Land hinüber nach Polen führte.

ERSTER THEIL

Der Dieb

Den Tag über hatten sie sich versteckt gehalten, jetzt in der Nacht wanderten sie durch den schütterten Kiefernwald. Sie hatten beide Ursache, den Menschen aus dem Weg zu gehen, mußten trachten, ungesehen zu bleiben. Der eine war ein Landstreicher und Marktdieb, der dem Galgen entlaufen war, der andere ein Deserteur.

Der Dieb, den man im Land den Hahnenschnapper nannte, ertrug die Strapazen der nächtlichen Wanderung leicht, denn er hatte sein Leben lang alle Winter gehungert und gefroren. Dem anderen aber, dem Christian von Tornefeld, war jämmerlich zumute. Er war jung, fast noch ein Knabe. Den Tag zuvor, da sie auf dem Dachboden eines Bauernhauses unter einem Haufen Binsenmatten versteckt gelegen waren, da hatte er mit seiner Courage großgetan und von seinem künftigen Glück und herrlichen Leben phantasiert. Er habe einen Vetter, von seiner Mutter Seite her, der hier in dieser Gegend auf seinem Gute säße. Der werde ihn wohl aufnehmen und ihn mit Geld, Waffen, Kleidern und einem Pferd versehen, daß er hinüber nach Polen könnt'. Und wenn er erst jenseits der Grenze wäre, dann sei alles gewonnen. Er habe es satt, in fremden Heeren zu dienen. Sein Vater habe Schweden verlassen, weil die Herren Staatsräte ihm sein Krongut genommen und ihn zu einem armen Mann gemacht hätten. Er aber, Christian von Tornefeld, sei in seinem Herzen immer schwedisch geblieben. Wo sei sein Platz, wenn nicht im schwedischen Heer! Vor dem jungen König, der von Gott auf die Erde gesandt sei, um die Untreue der Großen zu bestrafen, hoffe er mit Ehren zu bestehen. Mit siebzehn Jahren habe der schwedische Karl den weltkündigen Sieg von Narwa erfochten. Ja, es sei eine brave Sache um den Krieg, wenn einer nur die rechte Courage habe und sie zu brauchen wisse.

Der Dieb hatte zu alledem geschwiegen. Als er noch Bauernknecht in Pommern gewesen war, da hatte er acht Taler im Jahr als Lohn erhalten und sechs davon dem schwedischen König für Steuern zahlen müssen. Die Könige, die waren vom Teufel auf die Erde gesetzt, um den gemeinen Mann zu würgen und zu treten. Und er hatte erst aufgehört, als Christian von Tornefeld von seinem großmächtigen Arcanum zu erzählen begann, das ihm vor Seiner Majestät höchster und teurer Person zu einem Valor verhelfen werde. Der Dieb wußte, was solch ein Arcanum zu bedeuten hatte. Ein geweihtes Stück Pergament mit lateinischen und hebräischen Worten darauf, das half aus aller Not. Auch er hatte einmal eines besessen und es bei sich getragen, wenn er auf die Märkte ging, um sein Leben zu fristen. Um einen schlechten Doppelschilling hatte er es sich abschwatzen lassen, das Geld war vertan und sein Glück ging den Krebsgang.

Jetzt, da sie durch den verschneiten Kiefernwald wanderten und der Sturmwind ihnen mit Eiskörnern das Gesicht peitschte, jetzt sprach Christian von Tornefeld kein Wort mehr von seiner Courage, vom Krieg und vom schwedischen König. Keuchend ging er, mit gesenktem Kopf, und wenn er über eine Baumwurzel stolperte, stieß er ein leises Jammern aus. Er hatte Hunger, in den letzten Tagen waren gefrorene Rübschalen seine Nahrung gewesen, und Buchnüsse und Wurzeln, die sie aus der Erde gegraben hatten. Aber schlimmer noch als der Hunger war der Frost. Christian von Tornefelds Wangen sahen einer ausgeblasenen Sackpfeife gleich, seine Finger waren blau und steif gefroren, seine Ohren schmerzten ihn unter dem Tuch, das er um seinen Kopf gewunden hatte. Und während er durch den Schneesturm taumelte, träumte er – nicht von seinen künftigen Kriegstaten, sondern von dicken Handschuhen und von Stiefeln, die mit Hasenfell gefüttert waren, und von